In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 157. Posen, den 30. Dezember 1927. Nr. 157.

Der Seewolf.

Von Jack London.

21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Was denn?" fragte er so unschuldig, daß Wolf Larsen aus der Fassung gebracht wurde, während die anderen lächelten.

„Ach nichts," sagte Wolf Larsen friedlich. „Ich dachte nur, Sie wollten gern eine 'runtergelangt haben."

„Wofür?" fragte der unerschütterliche Smoke.

Jetzt lächelten Smokes Kameraden ganz unverhohlen. Der Kapitän hätte ihn töten mögen, und ich bin überzeugt, daß Blut geflossen sein würde, wenn Maud Brewster nicht dabeigewesen wäre. Ihre Anwesenheit hatte denn auch Smoke ermutigt. Er war zu vorsichtig, als daß er Wolf Larsens Zorn zu einem Zeitpunkt herausgefordert hätte, da dieser Zorn sich stärker als in Worten hätte äußern können. Ich fürchtete dennoch, daß es zum Kampfe kommen sollte, aber da ertönte ein Ruf vom Rudergast, der die Situation rettete.

„Rauch ahoi!" klang es die Kajütstreppe herab.

„Welche Richtung?" rief Wolf Larsen hinauf.

„Gerade achtern."

„Vielleicht ein Russe," meinte Latimer.

Bei seinen Worten zeigte sich Schrecken auf den Gesichtern der anderen Jäger. Ein Russe konnte nur eins bedeuten: einen Kreuzer. Die Jäger hatten zwar nur eine annähernde Vorstellung, wo wir uns befanden, aber sie wußten doch, daß wir nicht weit von der Grenze des verbotenen Territoriums sein konnten, und alle kannten Wolf Larsens Ruf als Wilderer. Aller Augen richteten sich auf ihn.

„Wir sind vollkommen sicher," beruhigte er sie lachend. „Aber ich will fünf gegen eins wetten, daß es die „Macedonia" ist."

Als keiner die Wette annahm, fuhr er fort: „Und wenn das stimmt, wette ich zehn gegen eins, daß wir Scherereien kriegen."

„Nein, ich danke," sagte Latimer freimütig. „Es ist noch nie ohne Scherereien abgegangen, wenn Sie mit Ihrem Bruder zusammengetroffen sind, und ich will selbst zwanzig gegen eins darauf wetten."

Seine Worte erregten allgemeine Heiterkeit, in die auch Wolf Larsen einstimmte, und die Mahlzeit verlief friedlich, obwohl er mich die ganze Zeit niederträchtig behandelte, mich höhnte und reizte, bis ich vor unterdrückter Wut zitterte. Aber ich wußte, daß ich mich um Maud Brewster willen beherrschen mußte.

Wir standen von Tische auf und gingen an Deck, denn ein Dampfer war eine willkommene Unterbrechung des eintönigen Lebens auf See, und die Ueberzeugung, daß es Tod Larsen und die „Macedonia" waren, vermehrte unsere Aufregung. Die steife Brise und die schwere See vom vergangenen Nachmittage hatten sich am Morgen etwas beruhigt, so daß es jetzt möglich war, die Boote hinabzulassen und zu jagen.

Es wimmelte von Robben. Der Wind legte sich ganz; alles schien einen großen Fang zu verkünden. Als wir ausliefen, um in Lee der Boote zu kommen, sahen wir, daß das Meer mit schlafenden Robben bedeckt war. Sie lagen da zu zweit, zu dritt, in ganzen Haufen, dichter, als ich sie je vorher gesehen hatte, der Länge nach auf der Oberfläche ausgestreckt und fest schlafend, so sicher wie eine Schar träger junger Hunde.

Unter dem näherkommenden Rauch wurden jetzt Rumpf und Aufbau des Dampfers sichtbar. Es war die „Macedonia". Ich las den Namen durch das Glas, als das Schiff uns, kaum eine Meile steuerbord, passierte.

Wolf Larsen warf wilde Blicke auf den Dampfer, und Maud Brewster wurde neugierig.

„Was für Scherereien denken Sie zu bekommen, Kapitän?" fragte sie heiter.

Er blickte sie an und ein freundlicher Blick huschte über seine Züge.

„Ja, was meinen Sie? Daß sie an Bord kommen, und uns die Kehlen abschnitten?"

„Ja, etwas Derartiges," gestand sie. „Die Robbenjäger sind ja etwas so Fremdes für mich, daß ich beinahe auf alles gefaßt bin."

Er nickte. „Ganz recht, ganz recht. Sie haben sich nur geirrt, wenn Sie nicht das Schlimmste erwarteten."

„Was kann denn noch schlimmer sein, als wenn einem die Kehle abgeschnitten wird?" fragte sie überrascht.

„Wenn einem der Geldbeutel abgeschnitten wird," antwortete er. „Die Menschen sind heutzutage so eingerichtet, daß ihre Lebensfähigkeit durch den Inhalt ihres Geldbeutels bestimmt wird."

„Wer mir den Geldbeutel stiehlt, stiehlt wertlosen Plunder," zitierte sie.

„Wer mir den Geldbeutel stiehlt, stiehlt mir das Recht, zu leben," lautete seine Antwort. „Trotz aller Sprichwörter! Denn wer mir mein Geld stiehlt, stiehlt mir mein Brot, mein Fleisch, mein Bett und gefährdet daher mein Leben."

„Aber ich kann nicht einsehen, wieso dieser Dampfer irgendwelche Absichten auf Ihren Geldbeutel haben sollte."

„Warten Sie nur ab, dann werden Sie es schon sehen," erwiderte er grimmig.

Wir brauchten nicht lange zu warten. Als die „Macedonia" mehrere Meilen jenseits unserer Bootslinie war, begann sie Boote auszusetzen. Wir wußten, daß sie vierzehn gegen unsere fünf hatte. Sie begann damit weit in Lee unseres äußersten Bootes, kreuzte unsern Kurs und endete weit in Luv unseres ersten Luvbootes. Damit war die Jagd für uns verdorben. Hinter uns gab es keine Robben, und vor uns fegte die Linie der vierzehn Boote wie ein ungeheuer Besen die Herde vor sich hin.

Unsere Boote jagten über die paar Meilen zwischen der „Macedonia" und ihren Booten und gingen dann zurück. Eine Schar zorniger Menschen, Puller, Steuerer und Jäger kletterte über die Reling. Jeder einzelne fühlte sich beraubt, und die Boote wurden unter Flüchen eingeholt, die Tod Larsen in alle Ewigkeit abgetan haben würden, wenn Flüche wirklich Macht besäßen.

„Hören Sie sie an und sagen Sie selbst, ob es schwer ist, den Lebensnerv ihrer Seele herauszufinden," sagte Wolf Larsen.

„Ihr Rechtssinn ist gekränkt," mischte Maud Brewster sich in die Unterhaltung.

„Sie sind sentimental," höhnte er, „ebenso sentimental wie Herr van Weyden. Die Leute fluchen, weil ihre Wünsche durchkreuzt sind. Das ist alles. Was sie wünschen? Gutes Essen und weiche Betten, wenn sie an Land kommen und eine gute Löhnung erhalten. Die Gefühle, die sie zeigen, sind wahrhaftig kein rührender Anblick, und doch sehen wir, wie tief diese Gefühle gehen, denn Hand an ihren Beutel, heißt Hand an ihre Seele legen."

„Sie benehmen sich doch nicht so, als ob es Ihren Beutel betroffen hätte," meinte sie lächelnd.

„Kann sein, daß ich mich anders benehme, denn es hat sowohl meinen Beutel wie meine Seele betroffen. Bei den derzeitigen Fellpreisen auf dem Londoner Markt und einer ungefähren Schätzung, was wir heute nachmittag gefangen hätten, wenn die „Macedonia" es uns nicht weggeschnappt hätte, hat die „Ghost" etwa 1500 Dollar eingebüßt."

„Und das sagen Sie so ruhig —," begann sie.

„Aber ich bin nicht ruhig; ich könnte den Mann töten, der mich beraubt hat," unterbrach er sie. „Ja, ja, ich weiß, dieser Mann ist mein Bruder — wieder die alte Sentimentalität! Pah!"

Sein Gesicht veränderte sich plötzlich. Seine Stimme klang weniger barsch und ganz aufrichtig, als er jetzt sagte:

„Ihr müßt glücklich sein mit eurer Sentimentalität, wahrhaftig glücklich, weil ihr vom Guten träumt und das Gute findet. Wissen Sie, daß ich mich manchmal über dem Wunsch ertappe, auch blind für die Tatsachen des Lebens zu sein und nur seine Phantasien und Illusionen zu kennen? Die sind natürlich falsch, alle falsch und vernunftwidrig; aber jedesmal, wenn ich Angesicht zu Angesicht mit Ihnen stehe, sagt mir meine Vernunft, daß es doch die größte Freude sein muß, zu träumen und in Illusionen zu leben, und wenn sie noch so falsch sind! Und alles in allem ist die Freude ja doch der Lohn des Lebens. Ohne Freude ist das Leben wertloses Tun. Wer der größten Freude fähig ist, lebt am stärksten, und eure Träume und Illusionen bereiten euch weniger Unruhe und befriedigen euch mehr als meine Tatsachen."

Er schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich beneide Sie, beneide Sie!"

Er schwieg, und sein Blick wanderte abwesend über sie hin und verlor sich auf dem ruhigen Meere. Die alte Schwermut senkte sich wieder über ihn, und er überließ sich ihr widerstandslos. Er hatte sich in eine Art Katzenjammer hineingeredet, und wir konnten sicher sein, daß in wenigen Stunden der Teufel in ihm wach wurde.

„Sie waren an Deck, Herr van Weyden," sagte Larsen am nächsten Morgen beim Frühstück. „Wie sieht es aus?"

„Schön Wetter," antwortete ich und blickte auf den Sonnenschein, der in die Kajüte hereinströmte. „Frische Brise aus West mit der Aussicht auf steifen Wind, wenn man Louis glauben kann."

Er nickte vergnügt. „Anzeichen von Nebel?"

„Dichte Bänke in Nord und Nordwest."

Er nickte wieder, anscheinend mit noch größerer Befriedigung als zuvor.

„Was Neues von der „Macedonia"?"

„Sie ist nicht zu sehen," antwortete ich.

Ich hätte schwören mögen, daß sein Gesicht sich bei dieser Nachricht verdüsterte, aber den Grund seiner Enttäuschung konnte ich nicht erraten.

Ich sollte ihn indessen bald erfahren.

„Rauch ahoi!" ertönte es vom Deck, und seine Züge erhellten sich wieder.

„Schön!" rief er aus und stand sofort auf, um sich an Deck und ins Zwischendeck zu begeben, wo die Jäger gerade ihr erstes Frühstück seit ihrer Vertreibung aus der Kajüte einnahmen.

Maud Brewster und ich berührten kaum die vor uns stehenden Speisen, wir starrten uns in stiller Besorgnis an und lauschten auf die Stimme Wolf Larsens. Seine Worte wurden mit wildem Jubel begrüßt. Das Schott war zu dick, als daß wir ihn hätten verstehen können, was er aber auch gesagt haben mochte, so mußte es doch recht etwas nach dem Herzen der Jäger gewesen sein.

Aus dem Geräusch an Deck entnahm ich, daß die Matrosen im Begriff waren, die Boote hinabzulassen. Maud Brewster begleitete mich an Deck, aber ich ließ sie an der Achterhütte, von wo sie die Szene beobachten konnte, ohne selbst mitzuspielen. Die Jäger erschienen an Deck mit ihren Gewehren und Munitionskasten und — was ganz ungewöhnlich war — ihren Kugelbüchsen. Diese wurden sehr selten mit in die Boote genommen, denn wenn eine Robbe auf weite Entfernung mit der Büchse geschossen wurde, sank sie unweigerlich, ehe das Boot sie erreichen konnte. Ich bemerkte, wie sie vergnügt grinsten, als sie den Rauch der „Macedonia" erblickten, der immer höher stieg, je mehr sie sich von Westen näherte.

Die fünf Boote gingen wie der Wind über Bord, breiteten sich fächerförmig aus und setzten, wie am vergangenen Nachmittag, den Kurs nach Norden. Ich beobachtete sie eine Zeitlang gespannt, aber es war nichts Ungewöhnliches an ihnen zu bemerken. Sie ließen die Segel nieder, schossen Robben, hißten die Segel wieder und setzten ihren Weg fort, wie ich es immer hatte tun sehen. Die „Macedonia" wiederholte ihr gestriges Manöver, indem sie ihre Boote vor den unseren und quer über unserm Kurs aussetzte. Vierzehn Boote erfordern ein ausgedehntes Gebiet, um bequem jagen zu können, und als die „Macedonia" uns vollkommen abgeschlossen hatte, fuhr sie weiter nordwestlich, indem sie immer noch Boote aussetzte.

„Was haben Sie vor?" fragte ich Wolf Larsen, ganz unfähig, meine Neugier noch länger im Zaum halten zu können.

„Lassen Sie das meine Sorge sein," antwortete er barsch. „Es wird keine tausend Jahre dauern, bis Sie es wissen. Beten Sie nur, daß wir guten Wind bekommen."

„Uebrigens kann ich es Ihnen auch gern erzählen," sagte er einen Augenblick später. „Ich will meinem Bruder eine Dosis seiner eigenen Medizin verabreichen. Kurz, ich will ihm selbst mal den Fang ausspannen, und nicht nur für einen Tag, sondern für den ganzen Rest der Fangzeit — wenn wir Glück haben."

„Und wenn wir keines haben?" fragte ich.

„Gar nicht auszudenken!" lachte er. „Wir müssen einfach Glück haben, sonst sind wir glatt geliefert." Er stand am Rad, und ich ging zu Mugridge, der niedergeschlagen und verzweifelt war. Ich hatte das größte Mitleid mit dem unglücklichen Menschen. Es war ein reines Wunder, daß er noch lebte und am Leben hing. Die grausamer Behandlung hatten seinen ausgemergelten Körper zu einem zersplitterten Wrack gemacht, und doch brannte der Lebensfunke in ihm so hell wie nur je.

„Mit einem künstlichen Fuß — man verfertigt jetzt ganz ausgezeichnete — kannst du bis ans Ende der Zeiten in Schiffskombüsen herumlaufen," versicherte ich ihm freundlich.

Aber seine Antwort war ernst, ja fast feierlich. „Ich weiß nicht, ob es stimmt, was Sie sagen, Herr van Weyden, aber eines weiß ich: ich werde keine glückliche Stunde haben, bis dieser Höllenhund nicht tot zu meinen Füßen liegt."

(Fortsetzung folgt.)

Kloster.

Von Rudolf Großmann.

Schnee und Regen klatschten an die Scheibe des Postautos, das mich dem vom Feldberg bestellten Schlitten entgegenfährt. Ein gutes Stück hinter dem Bärental sah man etwas Schnee und die Straße war vereist. Das Auto stoppte.

Jetzt sollte der Schlitten das weitere tun. Er kam erst nach ¾ Stunden Wartezeit. Inzwischen hatte der Himmel sich ganz verfinstert und die Hoffnung, meine neu eingeübte Skitechnik nach Schneider auf dem Feldberg probieren zu können, wurde immer matter. Beim Aus- und Umsteigen blies mich der Feldberger „Dengelegeist" so eisig naßkalt an, meine Koffer hatten auf dem zu kleinen Schlitten neben den klappernden Milchkannen, die auch noch mit hinaufsollten, nicht mehr Platz. — Ich gab's auf und fuhr mit dem Postauto nach Titisee und über die Schwarzwaldbahn nach Beuron.

*

Abgerissenes geballtes Gewölk zieht schwarz über kreidige Felsenplacken, die überall an waldigen Hängen zerstreut, das Kloster mit einer zweiten natürlichen Mauer umschließen. Man ist wie gefangen, weg von der übrigen Welt.

Unwillkürlich suche ich nach einem Ausblick, gehe ein paar Schritte. — Die paar abgelegenen Hügelkuppen, die ich dann sehe, werden von heftigen Regenschauern verdunkelt. Dann und wann erhellt zwischen den Wolken ein Lichtstrahl ein Schieferdach, jetzt erst kann man das Kloster in seiner ganzen Ausdehnung sehen. Unten vom Dorf aus war es unübersichtlich, saß mit seinen hohen Mauern, den umliegenden kleinen Häuschen fast drohend auf. Hinter Fenstern und Umfriedung lautlose abseitige Stille. Wenn es nicht von Zeit zu Zeit läuten würde, könnte man glauben, es sei unbewohnt.

Ein Mönch kam mit einem Hammer aus dem Eingang, eine große muskulöse Gestalt (das Kloster hat seine eigenen Handwerkermönche). Er ging auf drei Maurer zu und sprach mit ihnen jovial, überlegen.

Sie wischten mit gewohnheitsmäßiger Ehrerbietung ihre Kappen über die Köpfe. —

Ich klingele an der Pforte. Ein blasser körperloser Mönch öffnet.

Der Gastpater erscheint und führt mich in mein Zimmer, das am entlegenen Flur, der immer bereit gehaltenen Gästezimmer liegt. Auf meinen Zweifel, ob ich das vorösterliche Fasten vertragen würde, meint er lächelnd mit herablassender Duldung für weltliche Schwächen: „Fremde seien an diese Vorschriften nicht gebunden."

*

Wieder allein, setze ich mich etwas bedrückt auf das ächzende Bett; denn trotz Komfort eines sargähnlichen Schrankes, der als warnendes Symbol der Vergänglichkeit in der Ecke steht und eines ernsten Waschtisches, dessen Nebensächlichkeit durch die zu kleine Schüssel betont ist, wahrt das Zimmer ganz den Charakter der Zelle. Die Wände sind lehmfarben. Draußen regnet es immer noch.

Mein ängstlicher Blick fällt auf ein Heft, „Nimm und lies!" steht darauf. Drin steht: „Ein jeder, der hier zu Gast kommt, soll wie Jesus Christus aufgenommen werden . . . einige Verhaltungsmaßregeln für die Gäste."

Mein Stiefbruder, den ich nach vielen Jahren wiedersehe, der hier kürzlich Pater geworden ist, führt mich durch lange, dunkle Klostergänge. Ich frage ihn, ob er glücklich sei. Er bejaht es, und ob er im religiösen Training seinen Frieden gefunden habe? Wie man zur Kontemplation komme? Ich solle nur alle Exerzitien mitmachen; dann käme sie von selbst. Hellblond leuchtet mit sanftem Lächeln ein zartes spinöses Gesicht wie von E. Th. Hoffmann aus dunkler Kutte. Ich suche ihm näher zu kommen, ihn zu verstehen, aber während er durch Gewölbe und Klostergarten vor mir herschreitet, und ich ihn zu fassen glaube, entwindet er sich immer wieder, wobei er eine wippendschwebende Bewegung macht und weltentrückt flattert sein Skapulier himmelwärts.

Er muß wieder auf seine Zelle; dahin darf ich nicht mit. Es wird still — selten huscht noch eine Kutte vorbei. Das Kloster scheint wie ausgestorben.

*

Aber wenn abends zum Refektorium die Glocken läuten, wimmelt es plötzlich in den alten Gängen von eilig rauschenden Kutten (Füße sieht man nicht), immer näher kommen sie, aus der Kapelle wie scharenweise aufgescheuchte düstere Raben, umhüllen mich zu Hunderten mit ihrem dumpfen Schwarz. Sie versammeln sich vor dem Refektorium, man wartet auf den Superior. Prior und Abt sind gerade beurlaubt. Letzterer schwimmt über den Ozean von Amerika heimwärts.

Ein großer alter holzgetäfelter Saal.

In der Mitte ist die Gasttafel gedeckt, durch ein weißes Tischtuch ausgezeichnet. Dahin werde ich nach Eintritt des Superiors vom Gastpater geführt. Es wird laut gebetet, einige Minuten verharren die Mönche von den Hüften horizontal abgebogen in tiefgebeugter Haltung. Exakt militärisch wie eine Uebung sieht es aus. Man nimmt die Plätze ein und alsobald hört man — gesprochen darf nicht werden — in eiligem Takt das Geklapper der Löffel an den Tellern.

Ich sitze ganz allein an der Gasttafel. Neben mir steht eine Kirchenbank, auf der einige das Essen kniend einnehmen. Ein Königssohn, der drei Minuten zu spät kam, klopft an dieser Bank und bittet um Aufmerken, dann betet er zur Selbstbuße vor dem Superior und ißt auch knieend.

An den Wänden sitzen in langer Reihe an Holztischen die Patres, rechts von mir etwas erhöht sind die Plätze für den Abt, den Prior und die Aeltesten, links in Verlängerung meines Tisches die lange Reihe der Novizen und Laienbrüder. Die Brüder tragen dicke Ledergurts um die Hüften. Aus den Kutten ragen lang vorgestreckt verholzte Bärte — etwas martialisch. Die blutjungen Novizen sind bartlos, haben verträumte Madonnengesichter, voll innerer Versenkung. Sie werden wohl bald Patres werden.

Ein paar Laienbrüder tragen die Speisen auf. Sie sind sehr schmackhaft, alles ist durch fette Schweinssuppen gezogen. Ich kriege Fleisch, einige der ältesten Patres auch, und diese auch etwas Wein (eine kleine Stärkung ist bei dem strengen Fasten nicht verwehrt).

Gleich zu Beginn besteigt ein junger Pater die Kanzel und beginnt die sogenannte Lesung mit monotoner Stimme. Er muß nachher essen.

Nach dem Essen eine halbe Stunde Erholung im Garten, um 10 Uhr schläft alles; denn früh morgens beginnen wieder die Exerzitien.

*

Ein Festsaal wird mir gezeigt, mit hellen Rosafarben, wie Quentin-Massys sie zu malen liebte, feierlich jubilierend. Am Eingang eine Riesenbüste des Kaisers, ein Geschenk von ihm, er liebte das Kloster, das er öfters besuchte.

Nachts schlief ich schlecht, — ich glaubte, es spukte, hörte Schritte auf den Gängen — ich stand etwas Wesenlosem gegenüber, irgend einem Kollektivwillen, dessen Macht ich empfand, den ich aber selbst nicht objektivieren konnte.

Ich stand allein Hunderten von Mönchen gegenüber und kam dem Einzelnen nicht näher. Etwas Lebloses, Schemenhaftes wie Abgestorbenes beunruhigte mich. Allein greifbar blieb das Sanatoriumhafte, aber das war wenig komfortabel, zu spartanisch.

Aehnlich wirkt auch die Beuroner Kunst auf mich, die man im Kloster und überall im Dorf zu sehen bekommt. Ich ging nach der Mauruskapelle, zu Ehren des Stifters des Klosters erbaut, mit vielen Bildern von Pater Desiderius geschmückt, der, über 90 Jahre alt, in der Infirmerie des Klosters lebt. Er ist der Vater der Beuroner Kunst, der nach überkommenem Kanon mit Hexagrammen und Zirkeln der Schönheit beikommen wollte.

Er schaffte nach alten Vorbildern, aber negativ, ohne eigentliche Gestaltungskraft und Lebensgefühl. Es ist eine Abtötung des Lebens. Vielleicht kann man so, Lust und Leid vergessend, Gott schauen.

*

Die Benediktiner leben im Gegensatz zu den Jesuiten mehr für sich, einer stillen Kontemplation. Selten kommen sie aus ihren Mauern.

Draußen am Waldhang traf ich einen. Mit gestrafftem Nacken verteidigte er gegen einen Fremden sein Mönchtum.

War Strindberg musikalisch?

Ueber Strindbergs Verhältnis zur Musik stellt der finnische Schriftsteller Wetterhoff-Asp interessante Betrachtungen an. Zu den unbedingt musikalischen Menschen scheint August Strindberg nicht gehört zu haben, doch war ihm Orgelspiel ein Genuß; die Orgel war das einzige Instrument, das andächtige Gefühle in ihm hervorzurufen vermochte, wie fast bei allen unmusikalischen Naturen. Dagegen war ihm Klavierspiel geradezu entsetzlich, und zwar nicht nur dilettantisches. Er konnte selbst dem Klaviervortrag berühmter Pianisten keinen Geschmack abgewinnen, und Schumann und Schubert gingen eindruckslos an ihm vorüber. Er erklärte, daß ein großer Unterschied zwischen den zarten Lufttönen der Orgel und den vielen Hammertasten des Klaviers bestehe, die nicht nur auf die Saiten, sondern direkt auf seine Nerven loshämmerten. Eines Tages machte er einem Bekannten den Vorschlag, mit dem Stimmschlüssel alle Saiten aufs Geratewohl zu stellen und eine bekannte Melodie darauf zu spielen. „Es wäre interessant, die Harmonien ins Chaos aufzulösen und dann eine Melodie zu spielen. Meinst du nicht, daß man auf diese Weise etwas Neues auf musikalischem Gebiet erzielen würde?"

Die Vorstellung, daß die moderne Musik aller Harmonien entbehren könne, hatte er in der Berliner Oper bei Anhörung der „Walküre" bekommen. Lohengrin und Tannhäuser hatte Strindberg noch genießbar gefunden, weil melodische Musik sie erfüllte, aber in den späteren Musikdramen Wagners, vor allem in der Walküre" vermochte er weder Musik noch Drama zu entdecken. Er äußerte die Vermutung, daß Wagner die Idee zu der altgermanischen, barbarischen Musik seiner Walküre bei der Leipziger Messe bekommen habe, oder auf einem andern großen Jahrmarkt, wo ein Dutzend Karussells sich zugleich drehten und ihre Drehorgeln mit Trommeln und Trompeten ertönen ließen. „Ein solches Höllenkonzert hat Wagner sicher imponiert, da es noch barbarischer ist als die altgermanische Musik. Und ist nicht der Ritt der Walküre durch die Theaterwolken eine Reminiszenz an den Zirkus Schumann in Berlin, wo der „Feuerzauber" so gern von dem Orchester gespielt wird, als Begleitung zu den Walküre-Leistungen der Kunstreiterinnen?

„Da lobe ich mir doch Mozarts Musik zum „Don Juan", das ist Kunst, die von allen verstanden wird. Aber wie es mit der Musik in Wagners Musikdramen auch bestellt sein mag, — von einer dramatischen Handlung ist nicht die Rede."

Einige Jahre später schreibt Strindberg: „Bei der Lektüre von Wagners „Rheingold" entdecke ich einen großen Dichter und begreife, warum ich das Große an diesem Musiker nicht begriffen habe, dessen Musik nur Begleitung zu seinen Textworten ist.

von Wagner erzählt Strindberg eine Anekdote. Der ältere **Dumas** machte eines Tages Richard Wagner in Bayreuth einen Besuch. Wagner empfing ihn im Samtschlafrock und Samtbarett. Dumas faßte das als Unhöflichkeit auf und war verstimmt, so daß Wagner sich bei ihm entschuldigte; er habe gemeint, einen Künstlerkollegen im „Arbeitsanzug" empfangen zu dürfen. Bald darauf kam Wagner zur Einstudierung seines Lohengrin nach Paris und machte Dumas seinen Besuch. Er mußte ziemlich lange warten, bis Dumas ihn empfing. Dann aber stand der Dichter vor ihm in Harnisch und Stiefeln mit klingenden Sporen, mit einem Papierkorb auf dem Kopf und einem riesigen Säbel an der Seite. „Entschuldigen Sie, Monsieur Wagnär, aber ich muß Sie in meinem „Arbeitskleide" empfangen, — ich arbeite nämlich gerade an den „Drei Musketieren".

Ungeteilte Sympathie hegte Strindberg für **Bizet**, den Schöpfer der „Carmen", der in Paris, das seinen großen Komponisten zu spät erkannte, elend verhungerte.

Bei Beethovens „Sonate Pathétique" langweilte Strindberg sich und bezeichnete sie als **veraltet**.

Wenn auch Strindbergs musikalisches Gehör wenig entwickelt war, war doch sein physisches Gehör äußerst fein. Eines Tages in Paris behauptet er, Kuckucksruf gehört zu haben, und war der Meinung, daß sein Gehör so fein sei, daß er Laute zu hören vermöge, die im Walde von Méudon, etwa 10 Kilometer von der Straße, in der er wohnte, hervorgebracht würden. Das war unmöglich, und der Kuckucksruf ließ sich denn auch auf andere Weise erklären. In Paris lebten nämlich damals nach der amtlichen Statistik 100 000 Deutsche, die meist aus Elsaß-Lothringen stammten. Sie alle hatten ihre Schwarzwälderuhren mit dem schlagenden Kuckuck. Wahrscheinlich hat Strindberg so eine Kuckucksuhr in seiner Nähe gehört.

Auch an **Gehörhalluzinationen** litt er häufig. So behauptete er einmal, im Schloßpark von Versailles an einer bestimmten Stelle alles hören zu können, was in Paris gesprochen wurde. Vielleicht hat Strindberg, der so manche Empfindung vorausgefühlt hat, hier die Radiowellen **vorgeahnt**, und es ist nicht unmöglich, daß durch bestimmte Verhältnisse die Schallwellen bis nach Versailles getragen wurden.

Hätte Strindberg ein anderes Verhältnis zur Musik gehabt, wäre er von ihrem Reiche nicht ausgeschlossen gewesen und der Größten einer im Reiche der Dichtkunst geworden; ohne die tiefmusikalische Anlage ist sein Werk ohne das Licht einer göttlichen Harmonie geblieben. Ein Mangel, der für die Gesamtheit der Menschheit fast **noch schmerzlicher** ist, als für den **Dichter selbst**.

Franz Werkenthien.

Ein neuer Beruf.

Von **Hans Siemsen.**

Daß Zigarren und Zigaretten einen Namen haben, daß es Heringe gibt, die „Bismarck", Sardinen, die „La Gioconda" heißen, das weiß ich ja. Ich kenne sogar ein Toilettenpapier, das „Endlich allein" und ein Wasserklosett, das „Tornado" heißt. Aber daß es auch Krawatten, daß es Schlipse gibt, die einen Namen führen, das wußte ich nicht.

In einem jener Schaufenster, die den Inbegriff der Eleganz aus- und darstellen — oder dessen, was die „jeunesse dorée" von Quakenbrück darunter versteht — die es aber leider in Quakenbrück nicht in solch strahlender Vollendung gibt wie in den Straßen von Mailand, London, Paris und Berlin — in einem dieser Schaufenster mit violetten Seidenhemden, schwarzen Pyamas und heliotropfarbenen, blütenbesäten Bademänteln, habe ich einen Schlips entdeckt, der nicht viel anders aussah als die andern Schlipse in diesem Fenster: lila, rosa und rot mit einem Schuß grün, in Karos und Streifen. Ein Schlips wie andere. Aber er hatte einen Namen. Er hieß: „**Professor Max Reinhardt**".

Ich kann es nicht ändern, ich habe das nicht erfunden. Der Halter, der ihn (den Schlips) hielt, präsentierte ein sauberes Kärtchen, auf dem stand es schwarz und weiß gedruckt: „Professor Max Reinhardt." Lila, rot, rosa und grün.

Aber er war nicht allein. Ein anderer Schlips war da. Der war, was die Farbe angeht, ganz ähnlich. Aber er hatte statt der Karos und Streifen auf seinem Lila, Rosa und Grün — schwarze Noten, richtige, ein-, zwei- und dreigestrichene Noten, Violin- und andere Schlüssel. Und auch er hatte einen Namen. Er hieß: „**Geschichten aus dem Wiener Wald.**"

Tolle Geschichten! Was für Möglichkeiten tun sich da auf! Warum sollen nicht alle Schlipse Namen haben?

Und wenn schon ein Schlips „Geschichten aus dem Wiener Wald" heißt, weshalb sollte ein anderer nicht heißen: „Der Neger hat sein Kind gebissen" oder: „Ich hab ihn getragen sieben Jahr". Oder: „Wenn du nicht kannst, laß mich mal!" — Und wenn man Noten in einen Schlips hineinwebt, weshalb nicht auch Buchstaben und Worte? — Eine neue Aufgabe für unsere Autoren, nachdem wir uns der Zwischentitel in den Filmen siegreich bemächtigt haben. Schlips-Dichter vor die Front!

Die letzte Verurteilung zum Feuertode.

Gelegentlich der Beratungen über das neue deutsche Strafgesetzbuch ist die Frage der Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe in der Oeffentlichkeit lebhaft erörtert worden. Wenig bekannt ist aber, wie kurz eigentlich der Zeitraum ist, der seit einer viel häufigeren und grausameren Anwendung der Todesstrafe verflossen ist.

So wurde in Preußen die Strafe des Feuertodes erst im Jahre 1813 gesetzlich abgeschafft. Zum letztenmal tatsächlich vollstreckt wurde sie am 18. Juni 1875 in Berlin an dem Bedienten Höpner. Er hatte in dem Hause seiner Herrschaft einen Diebstahl verübt und dann Feuer angelegt. Eine zeitgenössische Zeitung berichtet folgendes hierüber:

„Fast ganz Berlin war seit drei Tagen in Bewegung, weil es eine Strafe war, dergleichen man in 70 Jahren (Anmerkung: Also fast während der ganzen Regierungszeit Friedrichs des Großen) hier nicht gesehen hat. Der Scheiterhaufen hatte vollkommen die Gestalt eines Backofens in den Dörfern, war etwa 7—8 Fuß hoch und oben mit Stroh und Holz bedeckt. Der Eingang war mit einer Tür versehen und der innere Raum nicht sehr groß. Früh um 6 Uhr ward der Delinquent aus dem Gefängnis abgeholt und vor das Rathaus geführt, wo er auf Befragen sein Verbrechen nochmals gestand. Darauf wurde ihm das Urteil zum letzten Male vorgelesen, der Stab zerbrochen und er zum Gerichte abgeführt. Als er an den Scheiterhaufen kam, wurde er bis auf das Hemd entkleidet und dann zur Exekution gebracht. Um 8 Uhr wurde der Scheiterhaufen angezündet, welcher wohl drei Stunden brannte."

■ Aus aller Welt. ■

Was Richard Strauß verdient. Zwischen Richard Strauß und dem österreichischen Staat wurde ein Vertrag mit rückwirkender Kraft ab 1. Dezember 1926 geschlossen, der die Einkünfte von Richard Strauß für seine Dirigententätigkeit an der Staatsoper in Wien regelt. Diesem Vertrag nach dirigiert Richard Strauß vom 1. Dezember 1926 bis zum 1. Dezember 1931, insgesamt also fünf Jahre lang, jedes Jahr 20 Vorstellungen in der Staatsoper. Für jeden dieser Abende erhält er ein Honorar von 2500 Schillingen, das sind für die fünf Jahre 250 000 Schillinge. Ferner überläßt Richard Strauß der Nationalbibliothek die Partituren des „Rosenkavalier" und seiner neuen Oper „Die ägyptische Helena". Für jede dieser beiden Partituren erhält er 175 000 Schillinge, für die beiden Partituren zusammen also 350 000 Schillinge. Insgesamt erhält er somit 600 000 Schillinge. Bekanntlich hat der österreichische Staat vor einigen Jahren einen palastartigen Bau herstellen lassen und diesen Richard Strauß zur Verfügung gestellt. Dieser gesamte Bau nebst Grundstück geht nunmehr in den Besitz Strauß' über. Er gilt als Gegenwert für die 600 000 Schillinge.

Vom Wintergrün der Efeublätter. Die auch den Winter überdauernde Grünfärbung der Efeublätter beruht nach den jüngsten Untersuchungen des amerikanischen Forschers Gail in Idaho ausschließlich auf der Beschaffenheit des in den Blattzellen enthaltenen Saftes. Die mehrere Jahre umfassenden Untersuchungen und Beobachtungen ergaben, daß sich die Konsistenz des Saftes in den Efeublättern in den verschiedenen Jahreszeiten insofern verändert, als während des Sommers der Saft ganz dünnflüssig wird, im Herbst jedoch in den Blättern eine Umwandlung der Stärke in Zucker und Oel vor sich geht, wodurch gleichzeitig der Saft stark verdickt wird. Mit dem Fortschreiten des Winters wird der Saft dann immer noch dicker, und in diesem Zustande kann er selbst starker Kälte widerstehen, ohne zu erfrieren. Diese Kältewiderstandsfähigkeit gestattet es dem Efeu denn auch, im Winter seine grünen Blätter beizubehalten.

Nadelgeld. Der Name „Nadelgeld" für eine finanzielle Zulage der Regierung Karls I. von England. Dieser Monarch empfing jährlich 500 Pfd. Sterling (10 000 Mark) von den Nadelfabrikanten als Abgabe. Diese Summe überhändigte er seiner Gemahlin zur Bestreitung ihrer kleinen Privatausgaben.

Bakterien als Bildner von Erzen? Auf dem Internationalen Kongreß für Bodenkunde in Washington gab der Forscher Lieske interessante Mitteilungen über die Entstehungsgeschichte der Eisenerzlager der Erde. Nach der Darlegung des Fachberichtes enthielten die Sümpfe und sonstigen stehenden Gewässer der heutigen Eisenerzgegenden in vorgeschichtlichen Zeiten, die ungezählte Hunderttausende von Jahren hinter uns liegen, ungeheure Massen von Bakterien, in denen Eisenrost gebildet bzw. verwandelt wurde, so daß sie zunächst eine Art dünnflüssiger Eisenmasse bildeten. Aus diesen eisengefüllten Bakterienkörpern, die sich in immer dickeren Lagen aufeinander häuften und sich im Laufe der Zeit verhärteten, sollen dann da, wo die Bakterien einst die Gewässer bewohnt hatten, die Eisenerzlager entstanden sein. Sowohl die Erzlager im Ruhrgebiet als auch in Schlesien führt der Forscher auf die Tätigkeit der Bakterien zurück.

■ Fröhliche Ecke. ■

„Was tat denn Müller, als er von dem reichen Vater seiner Angebeteten abgewiesen wurde?"

„Er bat, ihn zum Hinterausgang hinauszulassen. Vorn warteten nämlich alle seine Gläubigen."

*

Auto. „Liebe Frau, ich habe Ihre Katze überfahren — ich will sie ersetzen."

„Das kommt mir so rasch . . . Können Sie denn Mäuse fangen?"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Robert Styra**, Poznań.